

# Die heutige Russische Literatur

Autor(en): **Jollos, Waldemar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749990>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Umfange noch seinem ganzen Sinne hiehersetzen. Nur ein Wort werden wir ihm entnehmen. In diesem Dialog erscheint ein entlassener Sträfling und spricht zu zwei Bauern: Ich bin einer von euch! — Beweist es! sagen die Bauern. — Riecht an meinen Handgelenken! sagt der Zurückgekehrte. — Es riecht nach Ketten! sagen die Bauern ... Geruch von Ketten, das ist der Geruch im Oblomow; Geruch der ehernen Ketten, mit denen die Seele an den Leib geschmiedet ist. Den Geruch dieser Ketten verewigt zu haben, ist das Werk des unsterblichen Iwan Gontscharow.

ZÜRICH

FRITZ ERNST



## DIE HEUTIGE RUSSISCHE LITERATUR

Ein russischer Kritiker hat vor kurzem behauptet, es gäbe heute gar keine russische Literatur; neue Schriftsteller seien nicht sichtbar, für die von gestern aber sei das Schreiben eine zwiespältige Angelegenheit geworden. Für Russland, von dem viele heute gerade die Wiedergeburt der Kultur erwarten, wäre dies Urteil schmerzlich, wenn es wahr wäre. Aber ist es wahr? Allerdings ist in Russland Literatur immer mit der Politik verbunden gewesen, als ihr Spiegelbild, als ihr Korrektiv, als Ausdruck eines Kampfes zwischen Gesellschaft und Regierung, sei es als satirische Bekämpfung des Polizeiregimes in der Epoche des Realismus, sei es als resignierte Ignorierung der brutalen Wirklichkeit in den Jahren der Romantik und des Symbolismus. Und wo haben wir heute in Russland eine Gesellschaft? Das, was man die „Intelligenz“ genannt hat, ist heute das große Emigrantenheer, das sich in Europa durchhungert: ein Volksteil ohne einen Staat, ohne Einfluß auf das russische Leben. Von der neuen Gesellschaft aber, die in Russland heraufkommt, wissen wir wenig und können nur ahnen, dass ihr Interesse auf ganz andere Dinge gerichtet ist, als auf die Kunst.

Dennoch: die russische Literatur gerät nicht ins Stocken, und der Grund, weshalb die russischen Dichter auch fern der Heimat ihr Ziel verfolgen können, liegt tiefer, als ihn die politische Betrachtungsweise findet. Russische Dichtung ist, auch wo sie von politischen Augenblicksinteressen beschattet wurde, immer religiös gewesen, Kampf um Erkenntnis und um das Göttliche. So sind die Ideen, die heute die russische Literatur charakterisieren, im Keim vorhanden gewesen, als ein Ausdruck dieser sich durch die russische Dichtung ziehenden Grundtendenz; das Erlebnis der Kriegs- und Revolutionsjahre brauchte sie nicht zu wecken, es beglaubigte sie nur. In anderen Ländern ist der Realismus durch die Neuromantik abgelöst worden; in Russland stehen alle literarischen Richtungen heute mit gleichem Recht nebeneinander, im Schatten der großen Realisten Tolstoj und Dostojewskij, die ihren Realismus mit der Frage nach dem Sinn des Lebens in den Himmel erhoben.

Bei Beginn des 20. Jahrhunderts war das Erbe dieser großen Dichter unangezweifelt, und ein Tschschow, ein Gorki, ein Bunin, ein Korolenko waren

die angesehenen Epigonen der großen Zeit. Aber mochten sie auch auf eigene Weise die russische Gottessehnsucht verkörpern: Tschechow in der Geißelung russischer Kleinbürger und in der Sehnsucht der Provinzmisère zart und ironisch, Gorki mit dem Mitleid für die Welt der Bedrückten und Elenden, Bunin und Korolenko in der Liebe zu den primitivsten Schöpfungen, zum Bauernleben — allmählich verblasste doch in ihnen der gewaltige Erkenntnisdrang der beiden Apostel. An der Wirklichkeit rüttelten sie nicht mehr, sie waren ausgezeichnete Erzähler, aber ihre Genügsamkeit in der bloßen Beschreibung, ihr Psychologismus legten doch Zeugnis für ein flacheres, für das rationalistische Zeitalter ab. Ihr Publikum zumal liebte sie nur noch als die Sprecher eines in der freien Rede gehemmten Volkes. Die jüngere Generation, die hinter ihnen heraufkam, suchte aus der Wirklichkeit dieser neunziger Jahre auszubrechen, aber es waren doch noch halbe Realisten, die Leonid Andrejew, Fedor Sologub, Boris Saitzew. Sie ahnten schon, wohin ein neues Geschlecht dringen würde, aber Andrejews Dramen etwa, mit ihrer fatalen Abhängigkeit von der Allegorie, sie sind ein deutlicher Beweis, dass ihnen die neue Welt verschlossen war. Sie stürmen immer neue phantastische Symbole, aber diese Symbole wollen Erklärungen der Wirklichkeit sein, sind keine eigene, dichterische, in sich lebende Welt.

Man kannte bis vor kurzem in Europa die russische Literatur ungefähr bis zu dieser Situation. Aber gerade nun, im ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts, beginnt eine neue Epoche, welche wieder ein neues religiöses Lebensgefühl dichterisch verklärt. Sie beginnt in der Form lyrischer Romantik. Diese Zeit der verspotteten „décadence“ ist heute noch nicht abgeschlossen, aber sie bewegt sich in unzähligen Spielarten, und sie hat große Gestalten hervorgebracht, die über die Schule hinauswuchsen. Ihre ersten Leistungen trafen mit dem erneuten Vormarsch der politischen Reaktion und mit einem unklaren religiösen Mystizismus zusammen, um 1908 etwa. Die europäische Neuromantik übte zugleich ihren Einfluß auf Russland aus, die großen Symbolisten Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Mallarmé fanden ihre Nachfolger, aber was die russische Plejade der Balmont, Brjussow, Wjatscheslaw Iwanow, Sinaida Hippikus ihnen nachschuf, war noch allzu ästhetisch bestimmt, erlahmte in der Verzückerung vor der poetischen Schönheit. Erst an zwei Dichtern, die dieser Ästhetenschule entliefen, brach das religiöse Feuer aus: aus Alexander Block und Andrej Bjeľij. Es schmolz die poetischen Liebhabereien um in eine neue Ideologie, in die Phantasie von einem neuen Russland, es hob mit eins die russische Literatur wieder in die stolze Kosmogonie Puschkins und zu den Höhen der religiösen Inbrunst Tolstojs. Alexander Block war jahrelang in seinem Petersburger Dichterkreis der sanfte Sänger der Frauen und Blumen. Und als er vor kurzem im bolschewistischen Russland starb, hat man um ihn getrauert als um den nationalen Dichter, den Seher der *Zwölf*, den Propheten der *Skythen*. Und Andrej Bjeľij ist heute nicht bloß der präziöse Stilist, der dunkle Dichter der *Silbernen Taube*, der Verschwiegenheiten und Bizarrerien des russischen Sektierertums: Bjeľij ist nun der große Dichter des *Romans Petersburg*, einer nationalen Epopöe.

Wie hat sich der blutleere Romantismus zum Nationalismus wandeln können? Man darf hier nicht übersehen, dass zwei Gefühls- und Gedankenreihen sich schneiden. Nationalismus, wohl; aber die neue russische Literatur huldigt einem Nationalismus, der vom religiösen Erkennen getränkt wird, der zugleich gegenüber jener, im wirklichkeitsnahen Realismus noch wurzeln-

den Romantik, ein neues philosophisches Weltbild repräsentiert. Es sind, wir sagten es schon, nicht Angehörige einer Schule allein, nicht die „Dekadenten“ nur, die es erleben. Die Irrationalität, die symbolische Phantastik des Lebens fühlen die „Realisten“ nicht weniger, ja sie wissen sie mit dem meisterlichen Rüstzeug, das sie sich am Vorbild der alten Epiker geschmiedet haben, schöner auszudrücken, als mancher aus der jüngeren Generation. So hat Iwan Bunin, der unerbittliche Schilderer russischen Bauernlebens, in den letzten Jahren Novellen geschrieben, wie den *Herrn aus San Francisco* oder *Die Brüder*; das sind wieder scheinbar nur exakte Beschreibungen von Seelenzuständen, sie erzählen den Tod eines Amerikaners oder die Reise eines Engländers nach Ostasien und seine Fahrt mit einem kleinen indischen Wagenführer. Aber in diesen unsentimentalen Schilderungen ist zugleich die ganze Unbestimmtheit des menschlichen Daseins aufgefangen, ein Zittern aller feststehenden Begriffe, Gefühl für die unausgesprochene Bedeutsamkeit jedes kleinsten Geschehens, das den Zauber des Kosmos über die irdischen Dinge legt.

Bunin gehört noch ganz in den geistigen Internationalismus hinein, wenn er auch zu sehr Aristokrat der Form ist, um sich auf nationale Fragen einzulassen. Er ist Realist im Sinne Anton Tschechows, gehört einer Generation an, die unter dem Druck des Zarismus bewusst nach Europa tendierte; eine nationale Ideologie musste ihr fremd bleiben. Die „décadence“ erwuchs in den Jahren dieses russischen, aufgeklärten Liberalismus. Und gerade sie hat, schon vor dem Krieg, dem Gegensatz zwischen Europa und Russland in Bjelij's *Petersburg* (1915 im Druck erschienen) weithin hallenden Ausdruck verliehen. Was hier erst Warnung war, wurde, als die Revolution aus Russland ein Asien machte, und als Europa gegen dies neue Asien anstürmte, zum Bekenntnis zu Asien. Die *Zwölf* und die *Skythen* Blocks sind die Triumphgesänge dieses neuen Russland geworden, das nicht mehr Europa sein will, sondern, den messianischen Charakter aller großen russischen Dichtung bekennd, sein eigenes Evangelium der Welt verkündet. Denn mit eins erblickte der russische Dichter, politischer Vorurteile frei, den rationalen Motor des europäischen Denkens, zu dem er so lange aufgesehen hatte. Er wurde national, weil er antirationalistisch war und sein wollte.

Was war die europäische Zivilisation für die Dichter der „décadence“, für die neuen Religiösen? Sie war die Mathematik, die Logik, wie sie sich in der Bureaucratie, in dem ganzen Apparat des modernen Staates verkörperte. Das Irrationale aber, der Traum über der Wirklichkeit — war das nicht Asien, das dunkle, lauernde, die europäische Klarheit bedrohende? Und *Petersburg* war wie ein Symbol zwischen Europa und das noch unbekannte Asien gesetzt, diese Stadt der hohen Würdenträger, die wie für ewige Zeiten in ihrer Karosse über den Newski Prospekt dahinsausten, und der Revolutionäre, die in den Nebeln verborgen an ihren Plänen schmiedeten: das Chaos hinter der leuchtenden Fassade. Vater und Sohn, das war Bjelij's Thema, aber das hieß zugleich: altes Europa und junges, zur Zerstörung der Tradition bereites Asien. Eine Idee, der russischen Literatur nie fremd, ist hier auf achthundert Seiten in eine nationale Symphonie umgegossen worden, die erst Jahre später in ihrer prophetischen Bedeutung erkannt werden sollte.

Bjelij konnte erst fragen und warnen. Alexander Block hat ohne Schwanken das furchtbare Geschehen der Zeit, den Einbruch Asiens in die Ordnung Europas bejaht. Man hat Block den Dichter des Bolschewismus genannt

und seine *Zwölf* zu Aposteln der Sowjetidee ausgerufen. Aber nur, wer das Wesen des Dichters erkennt, kann meinen, dass der Poet sich bei einer Verwirklichung beruhigt, dass er nicht stets ein Ideal hinter ihr meint. Blocks zwölf Rotarmisten gehen ihren Weg durch Schnee und Dunkel, voll Mord und Zynismus. Über ganz Russland flogen ihre Rhythmen hin, in denen meisterlich Elend, Sorge und Hoffnung gespiegelt ist. Denn es sind ja nicht zwölf gewöhnliche Soldaten, auch wenn sie es selbst glauben. Unsichtbar schwebt ihnen Christus voran, sie sind die Apostel des auferstandenen Gottessohnes und Träger einer neuen Zeit. Man begreift, dass auch jenes andere Russland, das unter dem bolschewistischen Regime leidet, diese Dichtung bejubelt hat, lebt doch in ihr weit mehr als eine Apologie der Gegenwart. In ihr ist, um das Wort eines der allerjüngsten Dichter, Sergej Jessenins, zu gebrauchen, die Sehnsucht nach dem Neuen Reich lebendig, nach „Inonien“ dem Anders-Land. Es ist der alte poetische Gottsucherglaube auch hier wieder, und wenn er bei Block eine neue interessante Nuance erhalten hat, so darin, dass der Dichter in dem neuen Land das Reich der neuen Barbaren, der Skythen, erträumt, die das Rätsel Gottes auf Erden lösen sollen. „Ja, wir sind Skythen,“ ruft er, „Asiaten sind wir. Jahrhundertlang haben wir die Mauer zwischen Asien und euch Europäern gebildet. Aber eure alte Welt sinkt dahin! Seht auf die Sphinx, auf Russland, das Hass und Liebe in ungebrochener Kraft noch in sich trägt. Noch ist es nicht zu spät, kommt zu uns, werdet unsre Brüder. Wenn ihr aber zaudert, dann wenden wir euch unser schreckliches asiatisches Antlitz zu. Zum letztenmal, du alter Erdteil, erinnere dich an deine Pflicht der Arbeit und des Friedens!“

Sind das nicht wieder Tolstojsche Töne, Tolstojsche Sittlichkeit und Drang nach Erkenntnis, nur trotziger, jünger, aktiver? Und liegt nicht in solch unruhigem, so gar nicht entsagendem Trotz Gewissheit für eine neue menschliche und künstlerische Zukunft? Gewiss ist die Synthese zwischen Form und Forderung in den heroischen Balladen Blocks noch nicht hergestellt. Aber genügt es nicht, dem pessimistischen Kritiker solchen Idealismus entgegenzuhalten? Dass die russische Literatur das Asiatenschicksal Russlands so idealistisch begrüßen konnte, deutet an, wie wenig ihr die Nöte und Enttäuschungen der Gegenwart anhaben. Haben wir doch auch aus dem unbekanntem Russland schon einige Zeugnisse dafür, wie junge russische Dichter in die Zukunft sehen. Namen, nicht viel mehr, sind Sergei Jessenin und Nikolaj Kljuew vorläufig für uns; aber das Wenige, das sie geschrieben haben, gibt Hoffnung auf eine kommende Gestaltung. Ein Optimismus steckt in diesen Dichtern, die aus dem Volk selbst heraufgestiegen sind und die doch ihre urwüchsige Sprache dem neuen Kulturglauben der städtischen Propheten leihen; ein Optimismus, den man ein frohes Heidentum nennen möchte, so sehr er in christlichen Vorstellungen und messianischen Bildern wurzelt. Dieser Jessenin ist toll genug, zu rufen, dass es ein Ende haben solle mit der bisherigen Welt, in der der alte Gott geherrscht habe, und er „speit den Leib des Herrn aus seinem Munde“. Aber zugleich ruft er Gott, einen neuen, gewaltigen, grenzenlosen Gott des Lebens an, den russischen guten Gott der Erde, der schönen Heimat. Dieser Jessenin folgt Block nach in der Verherrlichung seiner Nation, und „nichts Besseres, nichts Schöneres gibt es,“ ruft er aus, „als deine ruhigen Kuhaugen, o Vaterland, als deine Nebel und als deine Lämmer auf den Wiesen“. Aber dies Vaterland ist ihm nicht nur Erde und Wirklichkeit mit allen irdischen Wünschen, es ist ihm zugleich die Heimat Gottes, ein Märchen Gottes, und er hat die Augen, alles in neuer Verwand-



lung zu sehen: Die Wolken dröhnen, die goldzählige Unendlichkeit tönt, die Paradiesespforten sind aufgetan, und wie auf den Heiligenbildern des Mittelalters vereinigt sich Irdisches und Göttliches zum Strahlenmeer einer sacra unio. Er, der „Sohn eines einfachen Arbeiters“, er ist zugleich der Prophet Sergej Jessenin, der die alte Welt aufzuwühlen gekommen ist. Es ist eine neue Apokalypse, die Jessenin dichtet; aber nach dem Untergang der Erden und Meere hat „irgendeiner“ mit neuem Glauben, ohne Kreuz und ohne Leid den neuen Regenbogen über den Himmel gespannt, und das neue Nazareth wird sichtbar.

Der andere aber, Kljuew, er singt das „Lied des Sonnenträgers“. Mit Millionen Händen wird über der Welt der Mühen und Plagen die rote Sonne aufgerichtet werden. China und Europa, Nord und Süd werden zusammenströmen, Gott ist aller Vater, und Russland wird sie empfangen, wird allen die Mutter sein.

Es ist eine neue Religiosität heute in der russischen Literatur, die mit dem müden Frömmertum, mit der blassen Mystik der älteren Decadence nichts mehr zu tun hat. Sie ist stark, farbig, ganz unintellektuell, daseinsfroh und voll Musik. Sie klingt in Russland erst leise, und sie hat in der Emigrantenvelt auch wieder Staub angesetzt. Aber sie hat auf jeden Fall den älteren Realismus endgültig ausgekehrt. Man hat das gerade in Europa in den letzten Jahren verstanden, als das berühmte Moskauer Künstlertheater die melancholischen Stücke Tschechows in den europäischen Hauptstädten gespielt hat — diese wunderbaren Zeugnisse einer müde gewordenen Zeit, die nur leiden und resignieren konnte. Die Jugend aber ist an diesen Leiden stark geworden und lässt sie mit neuer dichterischer Kraft zum Erlebnis werden. Sie ist nicht pessimistisch, sie wartet nur auf den Augenblick, um von all den Wundern zu sprechen, die sie in sich angesammelt hat.

BERLIN

WALDEMAR JOLLOS



## TANT VA LA CRUCHE À L'EAU...

« Voulez-vous savoir pourquoi nous avons occupé la Ruhr? C'est bien simple: nos chers alliés se désintéressaient de plus en plus de ces « réparations » auxquelles nous avons droit et qui ne sont qu'un minimum de notre droit; or, depuis que nous occupons la Ruhr, ils reconnaissent l'importance du problème et s'ingénient à le résoudre; c'est tout ce que nous voulions. »

Ainsi parlait, le 5 juin, un ami dont j'apprécie particulièrement le caractère, l'intelligence et l'information très étendue. Je lui répondis:

« Que tel soit le résultat de votre occupation, je l'admets, non sans quelques réserves; mais est-ce bien là ce que vous vouliez au mois de janvier? Votre gouvernement parlait alors